

Michela Murgia: „Drei Schalen“

Das archaische und das moderne Italien

Von Nora Karches

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 08.02.2024

Nach dem Tod von Michela Murgia versammelten sich mehrere Tausend Menschen in Rom, um von der Schriftstellerin und Aktivistin Abschied zu nehmen. Jetzt ist ihr letztes Buch auf Deutsch erschienen: „Drei Schalen“. Ein Erzählband, der nicht an ihren großen Roman „Accabadora“ herankommt.

„Drei Schalen“ von Michela Murgia ist ein Buch, bei dem man, liest man einfach so drauflos, leicht in die Autofiktions-Falle tappt. So sehr ist man heute daran gewöhnt, Autorin und Erzählerin in ein Verhältnis zu setzen – zumal die Protagonistin im Buch, genau wie die Autorin, an Krebs erkrankt ist. Beim Lesen wundert einen allenfalls die distanzierte Erzählperspektive, wenn es über die Patientin, die im Zimmer des Onkologen Platz genommen hat, heißt:

„Nervös zog sie ihren eleganten, Falten werfenden Damenmantel um sich zurecht, als müsse sie sich selbst wappnen.“

Ein paar Seiten weiter geht es dann unter dem Titel „Übelkeit“ um eine Frau, die nach jedem Essen erbricht. Die Vorgeschichte, so vermutet man, aber nein, jene Frau, die eben die Diagnose Nierenkarzinom im vierten Stadium erhalten hat, ist nicht dieselbe, die buchstäblich nichts mehr verdauen kann.

Erst nach und nach wird der irritierten Leserin klar: die einzelnen Textabschnitte sind nicht etwa Kapitel einer Geschichte. Sondern zwölf miteinander verflochtene Mini-Erzählungen.

Dramaturgische Mängel

Wir erfahren von einem jungen Mann, der sich aus Angst, seine Exfreundin zu treffen – übrigens die, die sich Tag ein, Tag aus erbricht –, nicht mehr auf die Straßen Roms traut. Von einer Frau, die Kinder hasst. Nach der x-ten belanglosen, konventionell erzählten Geschichte, nach der x-ten Figur ohne Kontur und Tiefe, nach dem x-ten Satz, der am Kitsch vorbeischrämmt, in der Art von

Michela Murgia

Drei Schalen

Aus dem Italienischen von Esther Hansen

Wagenbach Verlag, Berlin

160 Seiten

20,00 €

„Die wahre Falle war die Erinnerung, nicht die Liebe.“,

nachdem man sich die Haare gerauft hat angesichts der Aussicht, einen Verriss über das letzte Buch einer Autorin schreiben zu müssen, die in Italien für ihren mündlichen Ton und ihr erzählerisches Gespür für den schmalen Grat, der die Vergangenheit auf dem Land vom modernen städtischen Leben trennt, doch einigermaßen berühmt ist, da endlich: eine Erzählung, die Gewicht hat. Mit Figuren aus Fleisch und Blut.

„Ich kann mich nicht erinnern, dass er einmal zu Hause in die Küchenschränke geschaut hätte, und wo seine Unterhosen lagen, wusste er genauso wenig, aber da bildet er, ehrlich gesagt, keine Ausnahme: Alle Männer, mit denen ich zu tun hatte, waren so, auch mein Vater. Mein Mann war dennoch anders als mein Vater, der meiner Mutter nie eine Lira anvertraut hat. Mein Mann vertraute mir mehr als sich selbst. Als er seine erste Lohntüte nach Hause brachte, sagte er zu mir: ‚Kümmer dich ums Geld, du weißt besser, was im Haus gebraucht wird.‘ (...) Fünfzig Jahre lang setzte er sich abends an den gedeckten Tisch und musste sich um nichts weiter kümmern als seine Arbeit. Im Fernsehen höre ich manchmal, dass man das jetzt ‚mental load‘ nennt und dass man sich das aus Gründen der Gleichberechtigung aufteilen sollte, aber ich wollte im Leben nie auf Augenhöhe mit meinem Mann sein, ich habe schon immer alles allein entschieden, und das passte uns beiden sehr gut, sowohl ihm als auch mir.“

Na also. Eine Figur mit Innenleben, die zu einem spricht und einen einführt in ihre Welt, die gerade jüngeren Menschen in Deutschland fremd sein dürfte.

Die Faszination für das sardische Hinterland

Und so zeigt Michela Murgia in der Erzählung „Bis dass der Tod“ dann doch noch, was sie kann. Mit dem kraftvollen Monolog einer alten Frau, einer sardischen Witwe, die die Beichte ablegt und vom Pater Absolution erhofft.

Hier schließt sich der Kreis. Denn da ist es wieder, das Motiv der Frau, die den Tod bringt, wie in „Accabadora“, Michela Murgias großem ersten Roman. Denn die alte Frau ist eine „accabadora“, eine „Beenderin“, die im sardischen Glauben ans Bett Todkranker kommt und Sterbehilfe leistet.

„Das in dem Bett auf der Intensivstation war nicht mehr der Mann, den ich geheiratet hatte. Wenn ich zu ihm trat, hörte ich seine leisen Atemzüge, wie in diesen großen Muscheln, in denen du das Meeresrauschen zu hören glaubst, obwohl da kein Meer ist. Sie werden verstehen, dass ich keine Wahl hatte. Ich weiß nicht, ob Gott mich eines Tages zur Rechenschaft ziehen wird, dass ich seiner Barmherzigkeit mehr vertraut habe als der Wissenschaft, aber, Pater, in diesem Moment habe ich so entschieden, wie ich gelebt habe: für meinen Mann.“

In einer weiteren Geschichte kehrt Michela Murgia auf vertrautes Terrain zurück und erzählt von sardischen Frauen, die in sich das archaische und das moderne Italien vereinen. Das hat Substanz und es gelingt ihr sogar, ein Gefühl für jene Obrigkeitshörigkeit zu vermitteln, die das Fundament des politischen Rechtsrucks zu bilden scheint. Doch hätte sie besser daran getan, zu entscheiden, welche Geschichte sie erzählen will. So ist „Drei Schalen“ ein dramaturgisch nicht austariertes Buch.